

Badische Landesbibliothek Karlsruhe

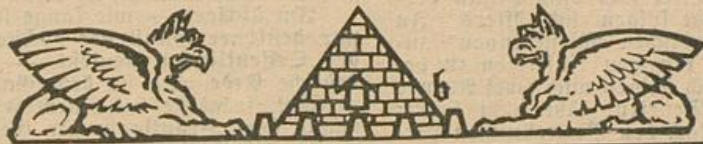
Digitale Sammlung der Badischen Landesbibliothek Karlsruhe

Karlsruher Tagblatt. 1843-1937 1934

14.10.1934 (No. 41)

Die Pyramide Wochenschrift zum Karlsruher Tagblatt

23. Jahrg. Nr. 41



14. Oktbr. 1934

Hans Balthasar Schlosser / Wer kennt noch ihren Namen?

Bildnis der Schauspielerin Louise Neumann

Gleich der Mutter steht Louise Neumann früh schon auf der Bühne — ja, sie zeigt sich mit der prächtigen Frau, der sie Leben und Theaterverbundenheit verdankt, in den nämlichen Stücken dem begeisterten Karlsruher Publikum. Kogebues „Deutsche Hausfrau“ gibt man und des gleichen Autors „Rosen des Herrn von Malesherbes“. Die nicht ganz Siebzehnjährige — sie erblickte kurz vor Weihnachten 1818 das Licht der Welt — besitz in Amalie Haizinger-Neumann — dem geborenen Malchen Morstadt — eben ihrer Mutter, eine Lehrmeisterin, wie sie so schnell nicht wieder zu finden wäre. Drei knappe Jahre bleibt die junge Künstlerin, die sich der besonderen Gunst der Großherzogin Stephanie und ihrer Töchter, vor allem der Prinzessin Marie, der nachmaligen Herzogin Hamilton, erfreut, dem Hoftheater in der badischen Hauptstadt erhalten, dem sie nach Gastspielen in Mannheim, Breslau usw. von der Wiener Burg weggeschnappt wird. Die Mutter trennt sich ungern genug von ihrer geliebten Louise — nach Jahren folgt sie der Tochter in die Donaustadt.

Wie Amalie Haizinger singt auch die Schauspielerin Louise Neumann. Während eines höfischen Konzertes in Wien wendet ihr der gewaltige Staatskanzler Fürst Metternich die Noten — die „Badnerin“ ist gar wohl gelitten in der Gesellschaft des österreichischen Hofes. So darf das „für naive und sentimentale Liebhaberinnen angestellte Burgtheatermitglied“ Forderungen stellen, die sonst wohl auf kein Gehör rechnen könnten. Louise setzt es durch, daß ihr auf Grund des Anstellungsvertrages „das Auftreten in Männerkleidern“ erlassen bleibt. Der Direktor meint, damit würden der ungemein schönen und ebenmäßig gewachsenen Künstlerin viele besonders zugkräftige Partien entgehen. „An den Hofenrollen mögen sich andere freuen“, antwortet die Einundzwanzigjährige. Sie erinnert sich noch als betagte Frau, längst von der Bühne abgegangen, an die Unterhaltung mit dem erstaunten Intendanten Deinhardstein und begründet in ihren „Memoiren“ jenen in jungen Jahren eingenommenen Standpunkt: „Ich konnte diese Gattung Rollen (eben die Hofenrollen) nicht ausstehen, ich selbst als Zuschauerin konnte mich nicht täuschen lassen, ich sah immer nur die verkleidete Frau, ich fühlte mich einer solchen Metamorphose nicht gewachsen, hatte die Schüchternheit nie überwunden, was gewiß meinen Mädchenrollen zugute kam. Eine Ausnahme muß ich aber statuieren, nämlich Stella Hohensfels als „Georg“ im „Göt.“. Sie spielte ihn unübertrefflich — dafür aber hatten ihre Badfischrollen immer etwas Dubiges, Ungraziöses in den Bewegungen, und erst in reiferen Jahren entpuppte sie sich als vollendete Darstellerin zarter weiblicher Charaktere, und diese Umwandlung hat wohl die Liebe und der Einfluß ihres kunstverständigen Gatten (des späteren Burgtheaterleiters Alfred Freiherr von Berger) an ihr vollbracht.“ Die Einfügung solchen, scheinbar abschweifenden Zitates in Louise Neumanns Lebensbild rechtfertigt der Umstand, daß die in ihm sich dokumentierende feine Beobachtungsgabe zu den wesentlichen und klar fließenden Quellen des Wesens und der künstlerischen Leistungen dieser gottbegnadeten

Darstellerin weiblicher Gestalten gehört, mochten diese ernst oder heiter, leidenschaftlich oder gelassen gestimmt sein.

Niemand kommt von Karlsruhe nach Wien, ohne die Landsmännin Louise Neumann und später, da auch die Mutter an der Burg tätig ist, die beiden „Residenzlerinnen“ aufzusuchen. Mehrfach erscheint die „Geheimhofrätin Eichrodt“, die „Reisende par excellence“ und fliehet über vor Stolz, daß auf der ersten Bühne der Kaiserstadt gleich zwei der Sterne aus dem Badischen stammen. Aber auch die Wiener selbst schwärmen für Amalie Haizinger-Neumann und ihre Tochter, die sich im übrigen bisweilen vor Anträgen auf Gastspielreisen kaum zu retten vermögen.

Theaterautoren wie Bühnenleiter zeigen sich gleichstark gefesselt von Louise Neumann. Heinrich Laube sieht sie und rühmt ihr ungewöhnliches Talent vom ersten Augenblick ab, um später zu ausführlicherer Charakteristik der Gefeierten die Feder zu ergreifen: „Ein Mitglied, wie es im Buche steht, nichts von Schauspielerei, nichts von Flitterwesen, nichts von gemachtem Kram; die ehrlichste, einfachste Hingebung an ihren Beruf, die treueste, liebenswürdigste Pflichterfüllung, welche selbst ein Opfer nicht vermag, sobald das Ganze das Opfer fordert. Eine Vertreterin der guten Gesellschaft, ihre Erziehung hat reichste Früchte getragen“, — wie beseligt liest „Mama Haizinger“ solchen, doch vor allem auch ihr geltenden Lobpreis! — „ein feines Band zwischen Publikum und Bühne, unentbehrlich für das Konversationsstück. Ihr heiterer Mutterwitz, — wirklich ein Erbgut der Mutter! — läßt sie mit gesellschaftlicher Dezens starke Dinge sagen, die dann nur pikant klingen.“ Für die Neumann schreibt Laube die „Laura“ Schillers in den „Karlsruhlern“ — Amalie Haizinger soll die Gemahlin Nieger spielen. Allein — das Stück, das in der ersten Buchausgabe Louise gewidmet ist, erscheint der Direktion des Burgtheaters zu umstürzlerisch — erst nach 1848 geht es mit triumphalem Erfolg für die Neumann und ihre Mutter über die Bretter der Wiener Hofbühne. . . Freundschaftliche Beziehungen spinnt Louise auch zu dem empfindsamen Grillparzer an, von dessen Hand die Künstlerin ihrer Autographensammlung u. a. einen besonders ergreifenden Brief einderleibt, in dem der Dichter erschütternd davon spricht, daß es sich aus seiner „unglücklichen Natur“ erkläre, „alles in sich selbst als ein Einsamer abzumachen“.

Amalie Haizingers Freundin, Charlotte Birch-Pfeiffer, schließt auch Louise, die Tochter, ins Herz, die es fertig bringt, der Ehrgeizigen höchste Sehnsucht zu erfüllen — sie „burgtheaterfähig“ werden zu lassen. Die „Marquise de Bilette“ der federgewandten, vielbewunderten und ebenso oft abgelehnten Schriftstellerin gewinnt die Hofbühne der Kaiserstadt. Für Mutter und Kind — die Haizinger und die Neumann! — schreibt die Birch dann nach einer Auerbachschen Erzählung den — ja, man darf wohl so sagen — Schlager „Dorf und Stadt“, in dem „Muß i denn, muß i denn zum Städtele naus . . .“, und „Morgen muß ich fort von hier . . .“ mit aller Rührung gesungen wird. Hätten nicht ungezählte von Dich-

tern mit atemberfüllte frauliche Gestalten Amalie und Louise die Möglichkeit gegeben, im Zuschauerraum aller deutschen Theater von Ruf Ortane des Beifalls zu entfesseln — „Värbel“ (Haizinger) und „Vorle“ (Neumann), würden genügt haben, den beiden unsterblichen Ruhm einzutragen — die Birch-Pfeiffer schwimmt im Glück, obwohl der wütend gewordene Berthold Auerbach einen Prozeß gegen sie anstrengt, da sie ihm „sein Kind geraubt“ habe — außerdem habe er die „Professorin“ selbst dramatisieren wollen . . .

Mit Goethes „Faust“, den man vor 1848 in Wien nur bruchstückweise, etwa bei Liebhaber- oder Wohlthätigkeitsvorstellungen hörte, beginnt der 1850 zum Burgtheaterdirektor berufene Heint. Laube seine neue Wirksamkeit — Amalie Haizinger und Louise Neumann schreiben Kundige es vor allem zu, daß der Strebsame auf diesen Posten gelangt. Ein strenges Reglement setzt ein. Die Aufführungen werden haarscharf einstudiert. Laube spornet „Mama Haizinger“ wie Louise Neumann zu Leistungen ungewöhnlicher Art an. Trotzdem finden die beiden Theaterbesessenen noch Zeit, bei Aufführungen in der Hofgesellschaft mitzutun. Auf Gastspielfahrten ernten sie neue Erfolge. In München studiert Dingelstedt für die Haizinger, die Neumann und den mit ihnen von Wien kommenden Baroche „Extrastücke“ ein — ihre Titel sind bald genug vergessen. Besuche in der alten Heimat folgen sich öfters. In Mannheim gibt man den zwei „badischen Wienerinnen“ zu Liebe, um sie wenigstens zu einem einzigen Auftreten zu bewegen, „Dorf und Stadt“. Schließlich steigen auch zwei Abende im Hoftheater der Residenzstadt. Devrient läßt nicht locker, bis er das zustande gebracht hat. Nach den Vorstellungen vermag das Elternhaus Amalies in der Waldstraße die „Trophäen“ des Beifalls und der treuen Anhänglichkeit der Karlsruher Theatergemeinde kaum zu fassen. Papa Haizinger kredenz Champagner. Alle Freunde sind zur Stelle. Man schwelgt in alten und neuen Erinnerungen, in rührender, aber grundgedröckter Liebe zur Karlsruherischen Welt.

In Wien wieder angelangt sieht sich Louise Neumann von neuen Rollen bestürmt. Wie vieles wird herausgebracht, das kaum die erste Aufführung recht übersteht. Aber Laube attestiert der Immerbereiten: „Sie ist die getreueste weibliche Hilfe, sie rät und warnt grundehrlich, immer aber bescheiden . . .“ Wahre Größe ist in dieser Louise Neumann — reine Größe künstlerischen Schaffens und lautere Größe überragenden Menschentums. Verständlich genug, daß ein Mann sieben Jahre um eine solche Frau wirbt und wohl noch länger würde — würde er nicht eines Tages erhört. Der aufrichtig geliebte Kamerad des Stiefbruders, Tony Haizingers, Karl Graf von Schönfeld, wie jener ehemals beim alten Radecky Adjutant, führt im Januar 1857 in der Schottenkirche zu Wien Louise Neumann zum Altar.

Einen Monat zuvor stand die vom Theater Scheidende zum letzten Male als „Vorle“ im Luststück der Birch-Pfeiffer — zusammen mit der Mutter, die noch an die zwanzig Jahre weiter auf den Brettern bleibt — vor dem Wiener Publikum.

Otto Gläse / Neues über Turgenjew

II. (Schluß)

Eine gefährliche These, wenn sie dem reinen Geist, dem bloßen Willen, dem theoretischen Voratz entspringt und weder fragt, wie sich dieser Wille organisieren lasse, noch ob es im Grunde eine Klasse, einen Stand gebe, der zum Träger der Revolution werden könne. Noch bis zum Ende des neunzehnten, ja bis in den Anfang des zwanzigsten Jahrhunderts hinein begegnen wir in Rußland diesem eigentümlichen Zwiespalt: der Wille zur umstürzenden Tat war da, aber nicht die materiellen Voraussetzungen. Das was wir heute Marxismus nennen, war eher da als die Umwandlung des Agrarreiches in ein Industrieland.

Wer Romane dieser Art schreibt, übersteht nicht die Zusammenhänge; die Weiterungen einer Idee und ihre Möglichkeiten sind noch in den Schleimern der Zukunft verborgen, und Gegenwart ist weiter nichts als ein Augenblick zwischen Gestern und Morgen, den man behandelt, als ob er schon Rede stehen könne. So erklärt sich auch der unerquickliche Charakter der vier Romane und der Widerspruch, auf den sie stützen. Die Alten sahen eine Verherrlichung der neuen Generation darin, und die neue Generation fand, dieser Rubin und dieser Basarow seien nicht idealistisch genug gesehen, der Dichter glaube nicht an sie. Das tat er auch nicht. Seine Grundmeinung verrät sich im Titel eines fünften Romans, der nach der Enttäuung, 1867, erschien: „Rauch“.

Rauch, Illusion, Selbstbetrug ist dieser ganze Plan, und der neue Typus, den Turgenjew doch selbst gezeichnet hatte, ist im Grunde der alte Oblomowmensch, der das Wort für die Handlung, die persönliche Revolte für die Gestaltung nimmt. Der enttäuschte, grollende Dichter vergaß, was für eine vernichtende These er aufgestellt hatte: daß der russische Mann ein

Eine kleine Ansprache, die sie sich aufgeschrieben, konnte die Tiefgerührte kaum hervorbringen. Sie vermochte fast nicht mehr fortzufahren, weil das ausverkaufte beifalltobende Haus nicht zur Ruhe kommen zu können schien, als sie der Mutter erwähnte: „Das ehrende Bewußtsein, Ihnen gewesen zu sein, was Ihre Liebe mich glauben läßt, bleibt der Stolz meines ganzen künftigen Lebens, und so verlasse ich Sie nun im Gefühl eines Kindes, welches aus dem geliebten Elternhause zieht, und wie vor siebzehn Jahren meine Mutter für mich gebeten, so bitte ich heute scheidend für sie, daß ihr ihre Günst erhalten bleibe . . .“ Dem fürwahr nicht sentimentalsten Laube standen die Tränen in den Augen, als im späten Herbst 1856 Louise Neumann ihm erklärte: „Mein Fach ist und kann nur sein das naive — meine Laufbahn ist beendet.“

In das stille Graz zieht Gräfin Louise Schönfeld-Neumann, wie sie nun heißt, mit dem Gatten. Aber sie braucht nicht besorgt zu sein, die Fühlung mit der Welt der Künste und insbesondere des Theaters zu verlieren. Vor allem Laube holt oft den Rat der Sachkundigen ein, als die sie sich auch erweist, obwohl sie beim Vorsatz verharret, nicht mehr neu zu beginnen, was sie aus freien Stücken abschloß. Was so viele Bühnenkünstler sich vornehmen und so wenige ausführen — sie vermag es: Auf dem Gipfel reinsten Könnens scheidet sie.

Im übrigen — wie lange sie auch in Wien und Graz jede nur denkbare Günst der höchsten Gesellschaft wie aller Kreise der Doffentlichkeit genießt — als die Heimat gilt ihr die badische Erde. Da sie dem Gatten den ersten Weihnachtstisch zurüfret, fragt sie bei einem Freunde an, „was ein Bauernmädle dem Bräutigam für Geschenke“ mache und fragt nach einem „Christbaumle aus dem Schwarzwald“. In den Jahren in Graz — von 1869 bis 1884 wohnt sie mit dem fränkischen Gemahl wieder in Wien — schenkt die Gräfin einem Mädchen und einem Sohne das Leben, die sie mit gleicher Hingabe betreut, die sie von der eigenen Mutter genöß. Diese, die mittlerweile ins hohe Alter emporgestiegene „Mama Haizinger“ macht sich 1884 aus dem Staube. Zwei Jahre später verläßt Louise auch der Gatte, der langsam Siedtum in Gmunden erliegt. Jetzt wird es stille um die Gräfin Schönfeld-Neumann. Wieder zieht es sie nach Wien — Marie von Ebner-Eschenbach und die Landsmännin Hermine Billinger zählen zu dem Kreise, in dem sie gerne sich zu zerstreuen sucht. Wie durch das ganze Leben gehört die besondere Liebe auch der Gräfin der Musik. Wie mancher Schicksalsschlag es auch getroffen haben mag, alles in allem ist es doch ein glückhaftes Erdendasein gewesen, das am 17. Oktober 1905 — siebzig Jahre nach dem ersten Auftreten in der Residenz der badischen Heimat — am Ziele anlangt. Die fast Siebenundachtzigjährige scheidet in Rabensburg auf dem Landfize des Schwiegersohnes, eines Grafen Coronini-Cronberg, die Augen für immer. In Altmünster bei Gmunden, neben dem Gatten, schläft sie den ewigen Schlaf. Noch gibt es Tausende und Abertausende, die von der Nachricht ihres Heimgangs sich erschüttert fühlen . . . Wie viele es heute geben mag, die wenigstens den Namen der einst weltbekannten Mimin kennen?

Träumer oder ein Pathetiker, und in jedem Falle ein Schwächling sei.

Wären nicht die Frauengestalten, so würde man diese Romane nicht mehr lesen. So zerrissen die Männer bei Turgenjew wirken, die Frauen sind, in allen seinen Büchern, einfach, geschlossen, instinktsicher, ob es nun der ethische Instinkt oder der dämonisch-vitale ist. Sie zerstören die Umwelt oder sie finden in sich die Kraft der Entfagung — aber immer sind sie aus einem Stück. So erkennen wir, was bleibend und schön an Turgenjew ist: sein Verhältnis zur Natur, seine Frauen, sein Lyriismus und seine Erzählungen, die der Gefahr des sozial-aktuellen Romans aus dem Wege gehen.

*

Man kann bedauern, daß Turgenjew nicht so deutlich wie nachträglich erkannte, wo seine Stärke lag. Mit dem Roman „Rauch“, der in Baden-Baden spielt, hatte er, auf der Suche nach einem Ausweg, schon unbewußt die Problemstellung verschoben, indem er den Helden nicht mehr an radikalen Ideen, sondern an der Frau zugrunde gehen läßt, ganz wie später in der bei uns bekanntesten, im Taunus spielenden Erzählung in „Frühlingsmorgen“. Schwache Männer und starke, im Guten wie im Schlechten charaktervolle Frauen sind ein ewiges Thema.

Aber nach dem „Rauch“ kam für ihn ein melancholische Zeit. Das fünfzigste Jahr stand vor der Tür und bedrückte ihn, der früh seine berühmte weiße Nähne bekam. Auch meldete sich schon die Gicht. Der Aufenthalt in Baden-Baden hatte 1863 begonnen. Nach dem „Rauch“ schrieb Turgenjew nur für den Hausgebrauch: kleine, reizvolle Singspiele, die Frau Bar-

dot in Musik setzte und in ihrer Villa oder der des Dichters, die daneben stand, aufführen ließ, vor einem gewählten Publikum von Königen, Musikern und Liebhabern — denselben, die sich bei ihr zu den in ganz Europa bekannten Matineen einfanden: König Wilhelm von Preußen, Großherzog Friedrich von Baden, ihre Gattinnen, alle gekrönten Häupter, die nach Baden-Baden kamen, Storm, Klara Schumann und die vielen Virtuosen jenes glänzenden Jahrzehnts.

Ungeachtet aller Unzufriedenheit waren es die schönsten und ruhigsten Jahre im Leben des Dichters. Wir haben gute Beschreibungen der Abende im Hause Viardot. Die Familie saß um den runden Tisch mit der Stehlampe, las, plauderte und machte Hausmusik. Die Viardot hatte eine einzigartige Stellung, von Madrid bis Petersburg galt ihre Empfehlung soviel oder mehr als die der Hofintendanten. Aus ihrer strengen Schule gingen die ersten Sängerinnen der Zeit hervor, so die Artot und die Orgeni, die eine Oesterreicherin war — ihre Briefe sind neulich erschienen und verdienten mehr gelesen zu werden. Auch diese jungen Damen wurden in die Abendgesellschaft des Hauses aufgenommen — ein so ausgeglichenes künstlerisch-bürgerliches Milieu ist selten.

Der Krieg von 1870 machte dem Idyll ein Ende. Der Republikaner Viardot hatte nichts dagegen, daß der Usurpator Napoleon den Thron verlor; er blieb in Baden und seine Frau schnitt Mäntel für die deutschen Soldaten zu. Aber als Sedan kam und Paris belagert wurde, erwachte in der starkherzigen Frau der Nationalstolz, und sie gab den Thron und Turgen-

jew die Parole aus: fort von hier, unser Platz ist im Vaterlande.

Sie verkaufte ihren schönen Besitz, und Turgenjew sein Schloßchen. Der Usra war gehorsam, so bitter es ihm wurde, das Dostal und die deutschen Freunde zu verlassen.

In Frankreich schrieb er nur noch wenig, aber einige seiner besten Erzählungen sind darunter. Der alternde Dichter spannte sich in Mystik ein, zuletzt kehrte er zum Anfang zurück, er schrieb Gedichte, denen er den anspruchslosen Namen „Senilia“ gab. 1880, bei der Enthüllung des Puschkinsdenkmals in Moskau, wurde er soviel umjubelt wie Dostojewski, und nach diesem versöhnlichen Abschluß legte er sich sterben. Er wurde in Rußland beigesetzt.

In Tagen des Zweifels, in Tagen qualvollen Grübelns über die Geschichte meiner Heimat bist du allein mir Stütze und Trost, du große, gewaltige, wahrhafte und freie russische Sprache, war einer seiner letzten Sätze. Damit sprach er das Bekenntnis der Dichter aus, das ihr Leben rechtfertigt: sie sind die Verwalter der Sprache.

In einem Brief redete er Pjetsch als „Liebster Micamber“ an — Pjetsch fühlte sich getroffen, weil dieser Micamber, eine Dickenssche Gestalt, unter anderem auch Schulden macht. Die Antwort Turgenjews lautete: „Man kann einem Freund alle möglichen Untaten, ja einen Mord zutrauen, nur keine Indelicatesse. Wäre Micamber der Typus eines borgenden Menschen, ich hätte mir die Zunge eher abgebissen, als Ihnen diesen Spitznamen gegeben.“ Einer Plumpheit war Turgenjew nicht fähig.

Richard Sezau / Der goldene Buddha

„Victoire“, das Admiralschiff des französischen Mittelmeergeschwaders, lag auf der Reede von Algier im Schmuck von Flaggen und Wimpeln, lichtübergossen aus Tausenden von Glühperlen, die, vom Bug über Masten und Masten gespannt, ein Trapez aus Diamanten in den Nachthimmel zeichneten und des vollen Mondes spotteten.

Das Bankett, das dem Gouverneur zu Ehren auf dem stolzen Kreuzer stattgefunden hatte, neigte sich dem Ende zu. Noch spielte die Schiffskapelle zum Tanz.

Im Schatten eines Panzerturms, einigermaßen geborgen, flüsterte ein jugendliches Paar. Der blonde Schiffsleutnant René Dolfus, ein Lothringer unverfälscht germanischen Schlags, hatte das achtzehnjährige Töchterchen des Gouverneurs auf Schleichwegen hierhergeführt, um die Aussprache dieses Abends ungestört zum Abschluß zu bringen. Endlich war es ihm geglückt, seine Schüchternheit zu überwinden und dem jungen Mädchen zu gestehen, daß er nicht nur ihr Bild im Herzen trage, seit er ihr vor zwei Jahren zuerst begegnet war, daß er vielmehr nur den einen Wunsch kenne, sie fürs Leben zu gewinnen. Seine Frage, ob er am nächsten Tage bei ihrem Vater vorsprechen dürfe, war mit Jubel aufgenommen worden. Liebe, törichte, noch durch gegenseitige Schen gehemmte Fragen und Geständnisse überstürzten sich. Die Hände krämpften sich.

„Doch du . . .“ René stockte ob der ungewohnten vertrauten Anrede, „du sagst gar nichts über . . .“

„Vorüber, Liebster?“

„Hat es dich denn enttäuscht?“

„Was soll mich denn enttäuscht haben?“

„Es sollte ja nur eine kleine Aufmerksamkeit sein.“

„Meinst du die Blumen? Sie haben mich froh gemacht.“

„Die Blumen . . . nein, die meine ich nicht. Aber du kannst es mir doch nicht im Ernst übelnehmen . . .“

Das Mädchen machte eine hilflose Geste. „Ich weiß nicht, wovon du sprichst.“

„Von dem, was eben in den Blumen versteckt war.“

„Versteckt? In den Blumen?“ Colette dehnte jedes Wort.

„Was war es denn?“

„Der kleine Talisman, mein goldener Buddha.“

„Ein goldener Buddha?“

„Ja, derselbe, von dem ich dir jüngst erzählte. Den mir ein Priester geschenkt hat in Benares, erinnerst du dich nicht? Ein Brahmane, unter allerlei geheimnisvollen Andeutungen, als ob ihm besondere Kräfte innewohnten. Ich selber hatte das kleine Ding seither stets getragen. Gewißlich hat es mich zu dir geführt. Und ein bißchen von der Ehrfurcht des Priesters ist auf mich übergegangen. Nun dachte ich eben, das Figürchen machte dir Spaß, auch wenn du nicht an seinen Zauber glaubst.“

„Und wo soll der Buddha — —?“

„Mit einem goldenen Kettchen habe ich ihn in die Blumen hineingebunden, versteckt, doch so, daß du ihn sofort sehen mußt.“

Das Mädchen unterbrach betroffen seinen Wortschwall:

„Als ich die Blumen erhielt, war nichts darin enthalten.“

„Seltsam, das verstehe ich nicht. Mein Diener ist doch so zuverlässig!“

„Obendrein haben mich die Blumen in eine schöne Verlegenheit gebracht, Leblanc war gerade da.“

„Schon wieder Leblanc!“

„Ja, er zog mich die ganze Zeit mit diesen Blumen auf und dem Verehrer, der sie mir schickte. Um jeden Preis wollte er wissen, wer es war. Um und um hat er sie gedreht, als könnte er ihnen ansehen, von wem sie stammten. Er war unheimlich, dieser Mensch!“

„Sag, Colette, aber sei mir bitte nicht böse, was ist es eigentlich mit dem?“

„Mit Leblanc?“ Ihre großen Augen weiteten sich vor Staunen.

„Ich wollte dich längst fragen. Jetzt darf ich mir ja wohl die Freiheit nehmen.“

„Bitte“, warf Colette ein wenig spitz hin.

„Man munkelte“, René schluckte vor Verlegenheit. „Ward Ihr wirklich einmal miteinander verlobt?“

„Blöder Klatsch!“

„Oder nahe daran?“

„Ich sage, Klatsch. Das kann dir genügen, René.“ Colette war ehrlich aufgebracht.

„Er hat dir aber doch den Hof gemacht?“ beharrte er junge Mensch.

„So eifersüchtig kann er sein, mein kleiner Junge?“

„Ich mußte es ja mitansehen. Weh genug hat es mir getan.“

„Sag selbst: Wie soll ich mich dagegen wehren, daß sie hinter mir her sind? Tröste dich! Es gilt wohl meist mehr meinem Vater und seiner Stellung als mir. Aber wollen wir nicht lieber dies unerquickliche Gespräch lassen?“

Sie hatten wirklich Erfreulicheres zu besprechen. Sie brauchten ja nur an die nächste Zukunft zu denken. René sollte sich um ein Kommando an Land bewerben, wenn es erst so weit war, daß sie ihre eigene Häuslichkeit gründen konnten. Eine Trennung, eine monatelange, jahrelange gar, nein, darauf ließen sie sich nicht mehr ein. Lieber verzichtete René auf die Seemannslaufbahn, lieber trat er in den auswärtigen Dienst über. Sein Vater stand ihm nicht im Wege. Und auch der ihre, versicherte Colette, unterstütze gewißlich ein solches Vorhaben. Denn er liebe sie über alles. Seit ihrer Mutter Tod kenne er nur den einen Wunsch, sie glücklich zu wissen.

René ereiferte sich, sprühend vor leidenschaftlicher Jugend. Begeistert schwärmte er, sich mehr und mehr an den eigenen Worten heraufschend, von der Zukunft, die sie beide erwartete. Und Colette lauschte hingebend, die Augen halb geschlossen, den bisweilen wie von früher Enttäuschung leidvoll gezeichneten Mund leicht geöffnet. Es war seltsam, wie alt sie in manchen Augenblicken aussehen konnte, wie müde, wie krank.

Plötzlich lief ein Ausdruck wie von Schreck, von Entsetzen über ihre erschlafften Züge. Und ihre Finger krallten sich um seinen Arm.

„Was war das?“ Und sie zeigte nach Backbord, wo eben eine Gestalt hinter Geschützen verschwand; ein Mensch in wehendem Mantel oder Umhang.

„Jemand von der Besatzung“, gab René gleichgültig zurück. „Vielleicht der Offizier vom Dienst.“

„Wer hat heute Dienst?“ fragte sie gepreßt.
„Warte, wer hat nur heute? Wenn ich mich nicht täusche, Leblanc.“

René fühlte, wie Colette in seinen Armen fröstelte. „Siehst du Gespenster?“
Sie riß sich zusammen und lachte gezwungen: „Ich erschrecke so leicht.“ Aber sie bat, in den Saal zurückgebracht zu werden. Der Ausbruch müsse ja ohnehin jeden Augenblick erfolgen.

Der Gouverneur und die Gäste des Abends waren an Land gegangen. Der „Victoire“ lag im Dunkel. Mondlicht umspielte Masten, Schornsteine und die drohenden Umbauten der Geschütze. René Dolfus lehnte wieder an jenem Panzerturm, wo er eben noch mit Colette geweilt hatte. Wischte sich nicht ihr Duft noch in den Salzgeschmack des Meeres? Bisweilen war ihm, als stünde ihre schlanke, weiche Gestalt wieder an seiner Seite. Halb laut sprach er ihren Namen vor sich hin und zärtliche Worte. Genießerisch kostete er das Glück dieses Abends aus, nochmals Schritt für Schritt, wie es über ihn kam, daß er sich nicht mehr wehren konnte, wie er während des Tanzes ihr von seinem Gefühl sprach, erst schen, dann immer leidenschaftlicher, wie sie stockte, ungeschlüssig, ob sie stehenbleiben und sich von ihm lösen sollte, dann aber ganz leicht mit ihrer Hand seine Schulter streichelte. Und er malte sich aus, was der morgige Tag bringen würde, den Gang zu ihrem Vater, den Empfang dort durch den Gouverneur, der ihm beim Abschied vorhin so wohlwollend prüfend in die Augen geschaut und seine Hand länger und mit festerem Druck als üblich in der seinen gehalten hatte. Das täuschte ihm doch nicht sein Wunsch vor, das bildete er sich doch nicht ein? Dort, wo die Pracht des funkelnenden Lichtergeschmeides, das Agier allabendlich um seinen breiten Nacken legte, dunklere Striche, das gedehnte Rund eines mächtigen Parkes umsäumte, da ging nun das geliebte Geschöpf zur Ruhe. Jetzt hatte Colette wohl dem Vater bereits alles gestanden. Und er, der gütige Alte, hatte ihrem Wunsch Erfüllung zugesagt. Unbeschwert konnte sie nun dahindämmern und träumen, gleich ihm, von morgen, von allen kommenden Wundern. Schlaf wohl, Liebe, morgen, morgen —!

Renés Blick irrte den lichtüberfluteten Hügel hinab. Das Blinkfeuer des Leuchtturms zog ihn auf sich. An felsigen Rissen brandete bisweilen feurig auffunkelnd, in weißlichem Schaum das Meer. Die Wasser klatschten leise an die Schiffswandung, eintönig, einschläfernd. René merkte jetzt erst, wie müde er war. Es überkam ihn das Verlangen, sich auszustrecken, alles ringsum versinken zu lassen und zu träumen. Wenn er wieder erwachte, dann war der neue Tag angebrochen, das neue Leben.

Er machte ein paar Schritte der Schiffstreppe zu. Da steht vor ihm eine Gestalt im Mantel, Leblanc. Ist es nur das Mondlicht, das ihm verkrampfte Züge vortäuscht, ein unheimlich blaßes Gesicht? Warum überkommt den Jungen mit einem Male ein Schaudern, ein Gefühl der Feindseligkeit gegen diesen Mann, dem er bisher freundschaftlich ergeben war?

Mit kurzem Gruß will er vorüber.
„So haben wir nicht gewettet“, kommt es zischend von zusammengepreßten Lippen.

„Gestatte, daß ich mich schlafen lege, Pierre!“
„Mit gutem Gewissen wohl? Weitherzig also, auch wenn man sich an fremdem Eigentum vergriff?“

„Was soll das heißen?“
„Man stiehlt nicht, was andern gehört.“
„Wer stiehlt? Wer hat gestohlen?“

„Begriffslustig und passive Resistenz. Das ist mir offene Begnerschaft doch lieber.“
„Verstehe dich, wer mag!“

„Wie schnell du dich gehäutet hast!“
Er sah René beim Handgelenk, daß dieser leicht aufschreit. „Laß mich!“

„Konntest doch sonst andere Töne singen, Mädchen kleines. Möchtest jetzt wohl auf einmal ein Mann sein.“
Der Junge hat sich dem krampfhaften Zugriff entwunden.

„Bedenke, keine Puppe für dich, kein Spielzeug!“
„Na, was denn sonst, mein Liebchen?“

„Ich bin nicht dein Liebchen!“ schrie es aus René.
„Und konntest früher doch so zutunlich sein.“
„Schäme dich!“

„Ist das die Tonart, die wir einem Vorgesetzten schulden?“
„Verzeih, Pierre!“
„Kein Pierre mehr für dich. Kapitän Leblanc.“

René schweigt betroffen.
„Vermännlichung, gewiß ein lobenswertes Bestreben“, kench Leblanc in knirschender Wut. „Wird auch Zeit. Haben ja glücklicherweise Mittel, Energien aus euch jungen Leuten hervorzuloden. Freut euch auf den Dienst der nächsten Wochen!“

„Nimm deine Rache“, bricht es aus dem Jungen hervor. „Kujoniere mich, schinde mich! Was willst du schon erreichen auf solche Weise? Glaubst du, damit machst du Eindruck? Auf

mich? Auf Colette? Tu, was du nicht lassen kannst! Das beirrt uns nicht. Deshalb zieht mich Colette dir doch vor. Deshalb wird sie doch mein Weib!“

„Dein Weib?“ Ein unbändiges Lachen krampft sich aus Leblanc. „Dein Weib? Na, dann hast du ja erst recht allen Grund, mir zu danken.“

„Dir? Zu danken? Wofür?“
„Für die Schule, die sie bei mir genöß.“

René zuckte zusammen als habe ihn ein mörderischer Schlag vor die Stirne getroffen. Sollte? Unmöglich! Aber ihre Bestürzung vorhin, als Leblanc aus dem Dunkel aufgetaucht war, das Grauen, das sie kaum zu verhehlen vermochte.

Als René schwieg, hieb Leblanc von neuem peitschende Worte in die Luft.
„Gähte sie mir ja gerne noch ein paar Monate warmgehalten.“

Ist denn der Junge taub? Läßt er sich gar nicht aus seiner anmaßenden Zurückhaltung herauslocken?

„Na, wird wohl bald reuevoll zu mir zurückkehren. Die Gute. Ich kann's abwarten.“

Jetzt erwachte René aus seiner Betäubung. „Du lügst...“, bäumt er sich auf.

„Du lügst, du Schuft, du Ehrabschneider!“
„Das zahlst du mir heim, diesen Schimpf! Und Lüge, Lüge, warte einmal, Bürschchen! Ich will dir zeigen, was Lüge ist!“

Seine Stimme überschlägt sich vor Triumph, während er mit zitternder Hand in seiner Brusttasche gräbt und etwas daraus hervorholt.

„Kennst du das nicht? Hat das nicht verdammte Aehnlichkeit“, und er hält ihm etwas im Mondlicht Glänzendes unter die Augen, „mit deinem Talisman?“

Entgeistert starrte René auf das Figürchen. „Wie kommt du dazu?“

„Auf die einfachste Weise der Welt“, höhnt sein Widerpart. „Sprich!“ Die Zähne schlagen dem armen Jungen aufeinander.

Leblanc kostet es aus, seinen Gegner ins Mark zu treffen. Hat es getragen, die Kleine, den Buddha, dein Spielzeug. Unsichtbar den gewöhnlichen Sterblichen. Auf ihrem jungfräulichen Brüstlein. Aber als ich es da entdeckte, da — brauchte ich gar nicht lange, daß sie es mir abtrat. Zum Zeichen, daß ich ihr doch noch etwas mehr galt als du. Dir hat sie wohl weis gemacht, sie habe das Ding überhaupt nicht erhalten. Ist's etwa nicht so?“

René will auf Leblanc aufstürzen, hoherhoben beide Arme, mit geballten Fäusten, zum Schlag bereit. Der Bedrohte rührt keinen Muskel. Vielleicht ist das Lebemannsgesicht noch blässer als sonst. In der faltigen Grimasse des Hohns sind die schmalen Lippen zu einem Grinsen verzerrt. Die Augen stechen.

René steht wie versteinert. Dann läßt er die Arme sinken, wendet sich ab. Ein Schluchzen schüttelt ihn. Verkrampfte Laute der Qual würgen sich aus seiner Kehle. Mit einem Male ist er von Deck verschwunden. Flüchtige Tritte verflingen, wie von einem, der verfolgt wird. Dann ist alles still. Nur Leblanc hüstelt ein verächtliches Lachen vor sich hin.

Am nächsten Morgen fehlt der Schiffslieutenant René Dolfus beim Dienst. Der Bursche meldet, die Kajüte seines Herrn befinde sich im gleichen Zustand, wie er sie gestern abend verlassen habe; das Bett sei unberührt.

Man verliert kein Wort über diesen rätselhaften Vorfall. Bei Aufräumungsarbeiten an Bord fällt einem Leichtmatrosen auf, daß am Fallreep ein Tau irgendwo unten im Wasser sich verwickelt hat und festhängt. Er bringt es allein nicht los und ruft Kameraden herbei, ihm zu helfen. Nach mancher vergeblichen Mühe löst man das Tau, das am Ende seltsam beschwert erscheint, und zieht, nicht ohne Anstrengung, die Leiche des vermissten Schiffslieutenants an Deck.

Kein Mensch begreift, was geschehen ist. Ein Unglücksfall müsse vorliegen, dahin geht die allgemeine Ueberzeugung; ein Fehltritt des Schlafrunkenen, als er seine Kajüte aufsuchen wollte. Weil er sich in das Tau verwickelte, kam er nicht mehr an die Wasseroberfläche. Das war auch die Darstellung, wie sie aus dem für die vorgelegten Stellen bestimmten Bericht des Offiziers vom Tagesdienst hervorging.

„Zu Selbstmord“, meinte der Kommandeur, als ihn nachmittags in seltsamer Bestürzung der Gouverneur aufsuchte, „dazu lag keinerlei Anlaß vor bei diesem jungen Mann. Er war ja überall beliebt, hatte eine glänzende Zukunft vor sich. Schade, ewig schade um diesen lieben Burschen! Gibst nicht viel so sonnige Naturen mit diesem rührenden Glauben an die Menschen und das Leben.“

„Ich hatte mir diesen Tag anders vorgestellt“, gab der Gouverneur zurück, und er dachte an sein Kind, dem er nun, anstatt ihm den Bräutigam zuzuführen, eine graufame Volschaft möglichst schonungslos beibringen mußte und das ihm noch nie im Leben so nötig hatte wie an diesem schlimmen Tag.

Der Kommandeur aber sann vergebens dem tieferen Sinn dieser rätselhaften Worte nach, als sein Gast sich fast ohne Abschied entfernte hatte.